

Berndt Seite

»Für Anne«

VON
EVCHENSRUH
NACH
ADAMS HOFFNUNG

Erzählungen

EA

INHALT

EIN SCHWÜLER, HEISSER SOMMER

Seite / 7

IN EINER ANDEREN WELT

Seite / 27

AM MEER

Seite / 37

PHILA

Seite / 43

15 ° ÖSTLICHER LÄNGE, GRUNDMERIDIAN MEZ.
EINE ANNÄHERUNG.

Seite / 49

VON EVCHENSRUH
NACH ADAMS HOFFNUNG

Seite / 75

Impressum

Bertuch Verlag GmbH
Schwanenseestraße 101
D-99427 WEIMAR
www.bertuch-verlag.com

Lektorat:
Petra Müller und Ö GRAFIK

Grafische Gestaltung:
Thomas Walther, BBK

Realisierung:
Ö GRAFIK

Druck:
Druckerei Thieme Meißen GmbH

Preis: 15,00 €
ISBN 978-3-86397-089-5

Als Ethel und Julius Rosenberg die Todesstrafe droht, ist Jonas Wolf vierzehn Jahre alt und hat gerade die siebente Klasse hinter sich. Er ist mager, und sein Brustbein steht so spitz vor wie bei den jungen Hähnen auf dem Bauernhof seiner Eltern. Auf dem Marktplatz in der Stadt liegen Listen aus, mit denen Unterschriften gegen die Hinrichtung gesammelt werden. Jonas unterschreibt und bekommt vom Vater eine saftige Ohrfeige, als er zu Hause stolz davon erzählt. So sind die Kommunisten, lassen schon Kinder für ihre Ziele unterschreiben, brüllt der. Die Rosenbergs haben dem Stalin die Pläne zum Bau der Atombombe verraten, und Kommunisten sind sie auch noch. Vater brüllt oft, aber Recht hat er in diesem Fall nicht. Auch noch Juden, diese Rosenbergs, knurrt der Vater. Unsere Juden hätte der Hitler nicht vergasen müssen, erwidert Jonas' Großmutter. Ja doch, Mutter, daher haben wir auch den Krieg verloren. Der Hitler, dieser Versager. Die Themen »Juden und Kommunisten« sind im Hause Wolf ein »Dauerbrenner«, aber nach außen darf darüber kein Wort verloren werden. Die Drohung hat Jonas verinnerlicht und trägt sie wie ein explosives Gepäck ständig mit sich herum.

Es ist ein schwüler, heißer Sommer. Die Sonne geht jeden Morgen glutrot-weiß-drohend auf, zieht mittags brennend über den blassblauen Himmel und taucht am Abend als Feuerkugel in den Horizont ein. Ihr Hitzeschweif bleibt noch die halbe Nacht über dem Land liegen. In den Häusern und Ställen ist es unerträglich. Mensch und Tier kommen erst weit nach Mitternacht zur Ruhe. Jonas hat sich schon seit Wochen nach den Ferien gesehnt, obwohl er da – aphoristisch gesprochen – vom Regen in die Traufe gerät. Ferien gibt es auf einem Bauernhof kaum.

Im Juni werden die Kirschen rot, die Gerstenfelder gelb und das Laub der Apfelbäume durch den Apfelwickler braun. Meistens bekommen die Bäume später noch einmal Blätter. Nur bei den Menschen ist es nach den zweiten Zähnen vorbei. Langsam beginnt das Gras zu welken, Kartoffeln und Rüben haben nur noch hängende Blätter, und die unreifen Äpfel fallen fast lautlos zu Boden und werden von den umherlaufenden Schweinen gierig gefressen. Jonas' Großmutter spricht schon von den Plagen Ägyptens, die sie nun heimsuchen und großes Unheil über sie bringen würden. Nichts als Spekulation. So etwas kommt immer wieder einmal vor, meint der Vater. Du solltest nicht so viel in der Bibel lesen, sondern mehr auf den Wetterbericht achten.

Jonas denkt oft an Karin. In seinen Träumen erscheint sie immer in einem durchsichtigen, feinen, hellblauen Seidenkleid. Aber er kann sich anstrengen, soviel er will, ihre kleinen, runden Brüste sieht er nie. Nach den Träumen ist seine Schlafanzughose oft gestärkt, und er versucht, sie vor der Mutter zu verbergen. Sie sagt dazu nie etwas.

Als die Kirschen reif sind, erschüttert ein Aufstand das Land. Nicht wegen der Rosenbergs, sie sterben in diesen Tagen auf dem Elektrischen Stuhl. Die Russen sind mit Panzern aufgefahren, um die Feinde der Kommunisten im Land niederzuwerfen. Jonas bekommt schulfrei. Der Direktor sagt nichts, als der Klassenälteste die Bilder des Präsidenten und des Parteiführers abhängt. Am nächsten Tag, als der Aufstand vorbei ist, hängt der Direktor sie wortlos wieder auf. Jonas ist irritiert, dass die Aktion für die Klasse keine Folgen hat, aber nichts geschieht. Er erlebt zum ersten Mal eine Revolution. Die politischen Gefangenen aus dem Gefängnis »Roter Ochse« werden von Demonstranten befreit und triumphierend auf den

Gestern bin ich gestorben, gemerkt habe ich nichts. In der Nacht kam Sturm auf, die Dachrinne klappte wie immer, und aus der übervollen Wassertonne lief das Wasser bis ins Hausfundament. Ich hatte den Überlauf schon lange schließen wollen. Dabei war es geblieben. Seit Monaten hatte dies auf meinem Merktzettel für notwendige Reparaturen gestanden, ohne dass ich mich um einen Fachmann bemüht hatte. Ohne Handwerker komme ich nicht aus, ich stelle mich einfach zu tölpelhaft an. Andererseits gesteht einem die postmoderne Gesellschaft mit ihrer verfeinerten Arbeitsteilung durchaus das Recht zu, manches nicht zu können. Einige meiner Freunde sind da allerdings anderer Meinung. Der Professor zum Beispiel. Er beginnt immerforsch mit einem Vorhaben, scheitert bald und muss dann doch auf Handwerker zurückgreifen. Die kennen ihn bereits von früheren halbfertigen Reparaturen und lassen ihn warten. Am Ende überschreitet die Handwerkerrechnung bei Weitem den angerichteten Schaden. Das zänkische Geschrei seiner Frau könnte ich auch nicht aushalten.

Ich unternehme nicht einmal einen Versuch, sondern bitte sofort um Hilfe – in gebeugter, verkleinerter Haltung. Kaum am Telefon, beginne ich zu schrumpfen, obwohl ich ein Meter achtzig groß bin. Meine Frau findet das würdelos. Soll sie, jetzt ist sowieso alles vorbei. Hoffentlich findet meine Frau den Merktzettel, sodass ich im Nachhinein rehabilitiert bin.

Mich hat sie erst gegen Mittag gefunden. Außergewöhnlich ist das nicht, denn ich gehe spät zu Bett und schlafe lange. Es wird ein langer Schlaf diesmal. Ich mag mich ungern als Leiche bezeichnen. Dann bin ich sofort etwas Vergängliches, das zu entsorgen ist. In einem toten

Körper könnte sich vielleicht noch einmal Leben regen. Natürlich ist das äußerst selten, aber trotzdem.

Als meine Frau kam, hatte ich meinen Körper längst verlassen und auf dem barocken Kleiderschrank, hinter dem geschnitzten Aufsatz, Stellung bezogen. Von dort konnte ich die gesamte Szenerie überblicken. Erstaunlicherweise erschien mir das keineswegs fremd, es war ganz selbstverständlich, dort zu sitzen. Oder stand ich? Darauf kam es in diesem Zustand nicht mehr an.

Meine Frau schien sehr gefasst zu sein, als sie mich liegen sah, obwohl nicht damit zu rechnen war, dass ich so schnell sterben würde. Ich bin – ich war – zehn Jahre älter als sie. In meiner Suchphase hatte ich mich nicht entschließen können, welche von meinen zahlreichen Freundinnen ich heiraten sollte. Wegen meines Zögerns hatte mein »Frauenjahrgang« schließlich nicht mehr zur Verfügung gestanden. Mir blieb nur, eine Jüngere zu nehmen. Bereut habe ich das nicht. Wir hatten viel Spaß miteinander, wie es auf Neudeutsch heißt.

Einmal wollte sie mir davonlaufen. Ich hatte mich in einem Stadium der Gleichgültigkeit und der allgemeinen Interessenlosigkeit befunden, wie das häufig bei Männern auftritt. Ich nahm meine Frau nicht mehr wahr. Sie war halt da, eine Selbstverständlichkeit, über die man nicht reden musste. Ein verhängnisvoller Fehler, denn sie befand sich ihrerseits in Hochform, um es vorsichtig auszudrücken. Meine Frau sprühte nur so von Erotik, sodass ihr Umfeld mehr als aufmerksam wurde. Ihre Brüste ohne Büstenhalter wölbten ihre Bluse so stark, dass ihre Brustwarzen wie Spargelspitzen den Stoff durchbohrten. Und ihre Augen hatten diesen Tigerblick, der die Männer faszinierte und die Frauen mit verkniffenen Mündern zurückließ.

Die Insel ist braun und wüst, nur nach einem Regenschauer im Frühjahr trägt sie einen zarten, grünen Flaum. Die Sonne geht auf. Ich habe sie verpasst und genau in dem Augenblick auf die Lavafront gestarrt, die so unwirklich aus dem Bauch des Berges kroch. Der Horizont ist mit Wolken betüpfelt.

Ein Mann klettert auf eines der Strandgebirge. Einige Berge besitzen noch scharfe Gipfel, wie Zähne, die den Himmel beißen. Der Mann steht aufrecht und trägt einen weißen Beutel. Plötzlich bewegt er seine Arme wie Flügel und springt. Von ihm ist nichts mehr zu sehen, nur der Beutel segelt wie ein Fallschirm den Hang herab. Nach einer Weile taucht er hinkend wieder auf und reckt den rechten Arm zum Siegeszeichen. Vielleicht war der Sprung ein misslungener Versuch, sich das Leben zu nehmen, und darüber ist er jetzt froh. Oder er wollte einfach nur in die Sprachlosigkeit zwischen Himmel und Erde eintauchen.

Das Meer schüttet Blei aus und liegt jetzt so starr da, dass der Horizont sich aufwölbt. Aus einer Wolke schießen ockergelbe Strahlen hervor wie auf Caspar David Friedrichs »Kreuz im Gebirge«. Der Schöpfer ist hier auch nicht erschienen.

Das Land ist karg, der Ziegenbiss hier scharf. Die Sonne knackt die Berge, und der Wind lockert Ihr Gestein. Eine alte Magmakammer öffnet sich. Ihr starres Dunkel fragt: Wie lange willst du hier noch bleiben? Eine Möwe schreit, dann gurrst sie artgerecht und gibt sich selbst die Antwort. Der Wind rauscht in den Pinien, und ihr Duft erinnert ihn an den Strich des Bogens, als er der dünnhalsigen Violine die ersten Töne entlockte.

Zwei junge Leute nähern sich der Strandbar. Beide pinkfarben gekleidet. Ihre Gesichter überzieht der farbige

Flaum von Aprikosen und Pfirsichen. Sie sind gesund, fröhlich und verliebt. Der Mann streicht der Frau über den Nacken. Sie nimmt ihren Kopf zurück und blickt in den Himmel.

In der Ferne fährt ein kleiner, grau gestrichener Zerstörer vorüber, der es nicht eilig hat. Einige Gäste schauen ihm nach. Zwei Gesichter mit Sonnenbrillen küssen sich, schwierig, aber es gelingt. Die Brillengläser sind sehr dunkel. Vermutlich sehen sie sich beim Kuss nicht, sondern fühlen sich nur.

Die junge Frau in Pink zieht ein zartes Tuch von den Schultern, das sie in eine kleine Tasche steckt. Ihr Büstenhalter wird sichtbar, unter dem ihre Brustwarzen pinkfarben leuchten. Ihr Begleiter fragt sie etwas. Sie lacht immer noch.

Der Mann mit den zwei kleinen Hunden kommt, wie jeden Tag. Der Weiße, der mit dem verfilzten Fell, atmet schwer. Eine Kreuzung aus Siberian Husky und einem Spitz. Findet man heute selten, sagt der Mann. Spitze seien ja nicht mehr in Mode. Der andere Hund sieht jünger aus, ist aufmerksam und schnüffelt unter den Tischen. Der Mann bestellt ein Bier und einen Brandy.

Die Fahnen stehen steif im Wind. Auf einer der Flaggen prangt ein Adler, auf der anderen ein Ziegenbock, der auf den Hinterbeinen steht wie ein gehörnter Boxer. Ich weiß nicht, welche Nation einen Ziegenbock im Wappen trägt. Das würden sich selbst Diktaturen nicht antun, obwohl es gut zu deren Gestank passt.

Eine Frau steigt aus dem Wasser. Sie sieht aus, als käme sie vom Bratrost und wollte sich im Meer nur abkühlen. Glitzernde Tropfen perlen von ihrer Haut. Ihr Fuß wirkt verdreht, sie humpelt.

Es war eine wunderschöne Nacht. Dort, wohin das Licht des Mondes fiel, war die Nacht hellgelb. Und das Gebüsch daneben bildete eine sich bewegende schwarze Masse. Wo aber das Licht in den Bäumen hing, grünte das Laub auf und schwebte im Mondschein davon wie ein Tuch, das sich in den Wogen des Meeres wiegte.

Der Tag wird heiß werden. Schon am Morgen sticht die Sonne. Auch die Nacht hat keine Kühlung gebracht. Seit dem Frühjahr philosophiert der Vater über den bevorstehenden Jahrhundertssommer. Da hätten die Wetterfrösche ausnahmsweise einmal recht, was bei ihnen selten vorkommt, meint er.

Phila ist schon aufgestanden. Sie hat eine kurze Leinenhose und ein Top angezogen, aber den schmalen BH absichtlich vergessen.

Das ist zu viel Stoff, sagt sie, als die Mutter sie kritisch mustert. Es ist jetzt schon heiß, und die Hitze nimmt bestimmt noch zu.

Du solltest mit diesen Dingen nicht so leichtfertig sein, Phila. Du bist zwölf und kein Kind mehr, sagt die Mutter ärgerlich.

Bald dreizehn, Mama, antwortet sie schnell und streicht ihr liebkosend über den Rücken.

Gestern hatte sie mit den Freundinnen lange im Fluss gebadet, heute soll es wieder dorthin gehen. Das dörfliche Leben scheint sich nur noch am Fluss abzuspielden, selbst die Frauen mit den rollenden Gehstützen sind dabei und viele Kinder.

Übrigens kriegen wir heute Besuch. Max und Dörte kommen zum Sonntagskaffee, sagt die Mutter nach einer Pause. Ich bin schon beim Kuchenbacken. Hilfst du mir?

Phila nickt wortlos.

Wurde aber auch Zeit, findest du nicht?, fährt die Mutter fort, ohne mit dem Kneten des Teiges für den Kuchen aufzuhören. Wie lange waren die beiden nicht bei uns, Phila? Es muss eine Ewigkeit her sein. Weißt du es noch?

Ich kann mir das nicht merken, Mama, antwortet sie, und auf ihrer Stirn bildet sich eine Unmutsfalte.

Der Onkel wird sich freuen, dich wiederzusehen, er hält wirklich große Stücke auf dich. Kein Wunder, du bist schließlich seine Ersatztochter. Könntest du die Backform einfetten und dann die Äpfel schneiden? Max liebt Apfelkuchen.

Hm, antwortet das Mädchen einsilbig und schaut gedankenverloren in den Garten. Die Kirschen sind verblüht und ihre Blütenblätter haben sich tabakbraun verfärbt. Meisen sammeln emsig an den Blütenständen und fliegen mit dicken, grünen Raupen zu ihrer Brut davon. Der Hofhund liegt dösend im Schatten des Nussbaums, wackelt ab und zu mit den Ohren, um die Gnitzen zu vertreiben, die versuchen, in seine Gehörgänge zu gelangen. Still ist es, wie in Watte gepackt erscheint die Welt.

Ohne auf Philas Einsilbigkeit zu achten, fährt die Mutter fort. Es ist schon ein Unglück, dass Dörte keine Kinder bekommt. Sie hätten so gern welche gehabt. Aber du hast immer so schöne Ferien bei ihnen verlebt, und dann noch am Meer! Bist ein echter Glückspilz! Sie schaut zu Phila hinüber. Nu mach schon, nicht so langsam. Ich brauch die Äpfel gleich.

Phila greift nach dem Apfelmesser. Ich wollte heute eigentlich mit Herta und Sonja wieder an den Fluss, Mama.

Was? Na dann aber erst später, nach dem Kaffeetrinken, ja? Es ist versprochen. Du musst mich nicht daran erinnern, sagt die Mutter und fährt mit ihren mehligten Fingern

Geteilte Städte gleichen Fischen, denen man die Leiber geöffnet hat, um sie am Weiterschwimmen zu hindern. Die Täter, mit Metzgerblut an den Händen, verstecken noch heute die Axt der Gewalt hinter ihrem Rücken. Frech und neu gewendet stehen sie da und streichen ihren Enkeln liebevoll über das Haar. Laut hören wir ihre alten Forderungen in neuen Melodien. Nichts auf der Welt hält sich so lange wie nationale Stereotypen. Daran hat sich seit den Zeiten der Madame de Staël nichts geändert.

Das neue Jahr erscheint mit guten Vorsätzen. Auf den politischen Bühnen wird eine Agenda nach der anderen aufgeführt, und das Publikum braucht ein Fremdwörterbuch, um sich die Stichworte erklären zu lassen.

Meteorologisch geht es auf und ab. Im Januar war es mild, dann zog der Frost an, und im März wollte es nicht Frühling werden, obwohl die Mädchen schon provozierend Bauch zeigten. Trotzdem meldeten die Klimaforscher ein vermehrtes »Kalben« von Gletschern am Süd- und Nordpol sowie ein leichtes Nachlassen des Golfstroms. Als außergewöhnliches Phänomen wurde das Auftreten von Riesenkrabben im Eismeer gedeutet, man verkündete den Anflug eines Riesenmeteoriten aus dem Sternbild der Waage, und zu allem Unglück fraß dann der Andromedanebel seine Begleiter.

Aus dem Osten Deutschlands gibt es nichts Neues zu vermelden. An die Arbeitslosigkeit hat man sich in den Notstandsgebieten gewöhnt. Die Busse von dort fahren jetzt nur nachts in Richtung Westen. Das Land wartet auf den Aufschwung. Jeder weiß, wie schwierig es ist, wenn man wie ein nasser Sack an der Reckstange hängt und Schwung holen will. Das klappte nie. Dafür gab es im Sportunterricht immer eine Fünf.

Thomas Rauschen hat beschlossen, auf Reisen zu gehen. Er will in den Osten, nach Schlesien, wo er am Ende des Krieges fast ums Leben gekommen wäre. Davon wissen seine Freunde nichts. Sie schütteln nur den Kopf, als sie vom Ziel seiner Reise hören. Warum in ein verlorenes Land reisen, wo wir endlich die ganze Welt bereisen können. Das Leben ist viel zu kurz, als dass man sich mit vergangenen Dingen beschäftigen sollte, meinen sie.

Das Reisen hat sich verändert. Viele Entscheidungen werden heute spontan getroffen, die dann an der Realität vorbei gehen. Die Alten treibt die Unruhe des baldigen Endes aus den Betten, und die Jungen sind durch ihr Leben so überfordert, dass sie in den dreiundzwanzig Tagen staatlich verordneter Ruhe nicht zur Ruhe kommen. Wissenschaftler warnen, dass die Gruppe der Dreißig- bis Vierzigjährigen plötzlich alles hinwerfen und sich dem Leben verweigern könnte. Ein Indiz sei die nachlassende Fruchtbarkeit in diesem Lebensabschnitt.

Johann Gottfried Seume hatte andere Probleme. Als er nach Syrakus aufbrach, ging es um Schuhe. Ihm reichten zwei Paar Schuhe, die damals ein Vermögen kosteten. Heute besitzen die Menschen in diesem Land so viele Schuhe, dass sie ab und zu einige Paare im Container entsorgen.

Thomas Rauschen hat nur drei Paar. Ein Paar Lackschuhe zum Smoking. Ein weiteres für den besseren Anzug. Und ein Paar für alle Tage – schon viermal besohlt, weil er so an ihnen hängt. Rauschen ist ein Fan von Seume. Was für eine schwierige Reise hat der damals unternommen. Meistens ins Ungewisse. Nicht zu wissen, ob es am nächsten Tag etwas zu essen geben und die schriftlichen Empfehlungen ihm auch weiterhelfen würden. Und dann die Po-Ebene. Eine berühmte Reisefalle. Hannibal verlor die entscheidende Schlacht gegen die Römer mit

Ein heller, schöner Tag zieht auf, und eine milde Sonne streichelt meinen Lieblingsplatz. Du fehlst mir! Solche Plätze flogen dir zu wie Tauben, flüstern, schauen dich verliebt an und sind der Born vieler Wünsche. Dort kann man träumen, schwerelos und schöner, als die Wirklichkeit je ist. Je älter man wird, desto mehr versucht man, sich die eigene Zukunft in den schönsten Farben auszumalen. Leider verblassen die Farben zu schnell, wie das Leben auch.

Weißt du noch von unserem Platz vor der großen Dornenhecke? Mit dem Nest des schlauen Neuntöters, am Sandsteinfelsen, wo es im Frühjahr sehr schnell warm wird und die Sonne unsere Sehnsucht nach der schönen Jahreszeit stillt? Dort war ich so verliebt in dich, dass ich glaubte, der Himmel fiele herab und die Zeit bliebe stehen. Ich wollte deine kleinen Brüste berühren, die sich unter deiner Bluse wie neu geborene Kaninchen im Nest bewegten, und deine prallen Lippen mit meiner Zunge nachzeichnen. Eine Welle von Behagen und intensivem, jungem Leben schwappte über mich herein, bis mein Hund dich mit seinen schmutzigen Pfoten ansprang. Ich hätte ihn umbringen können, aber du hast mich nur angesehen. Entsetzt und prüfend, weil der Zorn mein Gesicht entstellte. Vielleicht kamen dir da Zweifel, bei mir zu bleiben. Ich weiß es nicht, aber für einen Augenblick beschlich mich eine Ahnung von Vergänglichkeit, so wie Vögel schon Stunden vorher das kommende Sturm-unheil fühlen. Und dann hat das Schicksal tatsächlich zugeschlagen. Eine Linie, die an einem Punkt ihr Ende fand und nicht in einem Kreis. Die meisten Menschen halten ihr Schicksal für etwas Besonderes. Ich auch. Die Welt soll sich neu erfinden mit jedem neuen Leben, das

hier ankommt. In meiner Situation wäre das die einzige Rettung, aber einmal angekommen, sind wir dazu gezwungen, unser Schicksal zu leben. Zu akzeptieren, was uns verordnet worden ist. Aber abfinden will ich mich damit nicht. Ich kann nicht. Ich bin in ein tiefes, dunkles Loch gefallen und falle immer noch. Ich bin allein und führe Selbstgespräche. Niemand findet zu sich selbst, wenn er nicht mit anderen kommunizieren kann. Es muss vieles zur Sprache kommen, um sich selbst zu finden.

In der Jugend führt man selten Selbstgespräche. Man erfährt so viel Ablenkung, dass man gar nicht auf den Gedanken kommt. Aber jetzt beginne auch ich vor mich hin zu reden wie ein alter Sabbelkopf. Ein Schwätzer, bei dem man Angst hat, ins Gespräch verwickelt zu werden. Jetzt war ich derjenige mit dem Fangnetz, nur dass es niemanden gab, über den ich es werfen konnte. Man kann mit Selbstgesprächen die Einsamkeit überbrücken, man kann die Zeit strecken und der Seele das Gefühl geben, nicht allein zu sein. Früher glaubte ich, ich hätte zu wenig Zeit, obwohl die Zeit immer gleich ist, uns nur »geföhlt« kürzer oder länger erscheint. Später, als die Routine mich so gefangen hatte, bin ich nicht mehr abgelenkt worden, sondern alle meine Sinne waren nur auf das Überleben gerichtet.

Früher habe ich noch mehr Plätze erkundet, die eine prächtige Aussicht bieten, einem großen Vogel gleich, der weit ins Land schaut. Einige sind von der Natur überwuchert, andere liegen auf kargen Bergen und haben noch immer ein so jungfräuliches Flair wie eine ungeküsste Braut. Wieder andere verführen durch ihren eigenen Mikrokosmos. Der Platz in unserer Veranda zum Beispiel, an dem es so kuschlig ist, dass man gar nicht aus dem Fenster schauen möchte. Aber ich bin allein, so allein,